



2015/03 dschungel

<https://jungle.world/artikel/2015/03/krank-wird-man-gemacht>

Ein Buch über den Begriff der »psychischen Krankheit«

Krank wird man gemacht

Von **Guido Sprügel**

Wann kann man einen Menschen als psychisch krank bezeichnen? Diese Frage ist so alt wie aktuell. Es zeigt sich immer wieder, dass gesellschaftliche Normvorstellungen maßgeblich zur Diagnose beitragen.

Du bist doch bekloppt«, »Der ist voll irre«, »Sie ist verrückt« – die Zuschreibungen psychischer Krankheitszustände ließen sich bis ans Ende des Artikels fortführen. Leicht attestiert man demjenigen, dessen Ansichten konträr zu den eigenen sind, eine psychische Störung. Im krassen Fall auch eine Krankheit, zumindest dann, wenn die Ansichten des anderen vollkommen abwegig wirken. Statistisch liegt man aber gar nicht mal so oft verkehrt. Es scheint manchmal so, als ob sich Deutschland in eine große Freiluftpsychiatrie verwandelt hat: 25 Prozent aller Schüler haben schon einmal »psychosomatische Bauchschmerzen« oder »Unwohlsein« in der Schule erlebt, die Burn-out-Rate steigt jährlich, immer mehr Menschen stöhnen über Belastung am Arbeitsplatz. Doch ab wann gelten Befindlichkeitsstörungen eigentlich als psychische Krankheit? Wie sind diese Krankheiten definiert?

Andreas Heinz ist diesen Fragen in seinem Buch »Der Begriff der psychischen Krankheit« auf den Grund gegangen. Heinz ist Direktor der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie am Campus Charité in Berlin. Seine These klingt so profan wie einleuchtend: Viele Zuschreibungen psychischer Krankheit entspringen lediglich gesellschaftlichen Wert- und Normvorstellungen. Und die basieren derzeit auf Leistung und Erfolg. »Wir haben schon so etwas wie ein Ideal perfekten Funktionierens. Wir messen zum Beispiel die Leistung viel genauer. Ich finde das Argument, dass Qualitätssicherung am Arbeitsplatz und die große Zahl der Burn-out-Fälle in irgendeinem Zusammenhang stehen, sehr plausibel«, so Andreas Heinz. Deshalb scheitern mehr Menschen an den Anforderungen, die an sie gestellt werden – und werden als krank wahrgenommen.

Die »Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme« (ICD-10) liefert dazu dann die passenden Diagnosen. Während das ICD-Manual, herausgegeben von der Weltgesundheitsorganisation WHO, noch etwas vorsichtiger mit der Zuschreibung psychischer Störungen ist, geht das »Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders« (DSM) viel weiter. Die aktuelle fünfte Auflage

dieses von der US-amerikanischen psychiatrischen Gesellschaft herausgegebenen Manuals listet so viele Störungen wie nie zuvor. Dies wurde bei seinem Erscheinen vor einigen Monaten scharf kritisiert, da immer mehr Menschen eine psychische Störung zugeschrieben wird. Trauert man beispielsweise länger als zwei Wochen wegen des Todes eines nahen Angehörigen, könnte dies laut dem Katalog schon ein Hinweis auf eine psychische Störung sein. In den früheren Ausgaben wurde dem Trauernden noch viel mehr Zeit zugestanden. Erneut zeigt sich, dass die Diagnose einem gesellschaftlichen Wandel unterliegt. In der Sowjetunion beispielsweise diente sie der Entmündigung politisch unerwünschter Personen. »Dort hat man einfach Menschen, die sozial anders dachten als die Mehrheit, als psychiatrisch Kranke klassifiziert«, beschreibt Heinz die Problematik. Bis vor wenigen Jahren galt Homosexualität noch als psychische Störung.

Ein anderes Beispiel ist der Umgang mit der Alkoholabhängigkeit, die Heinz immer wieder als Korrelat zur psychischen Erkrankung aufführt. Denn obwohl es sich beim Alkoholmissbrauch um eine für den Betroffenen oft schwere Erkrankung handelt, wird sie gesundheitspolitisch anders gewichtet. Während die unmittelbaren Maßnahmen bei einem alkoholinduzierten Delir über die Krankenkasse laufen, wird eine nachfolgende Entzugstherapie über den Rentenversicherungsträger abgewickelt. Und die Bearbeitung des Antrags kann dauern. »Stellen Sie sich vor, Sie kommen mit einer suizidalen Tendenz in die Psychiatrie, werden erstversorgt und müssen dann lange auf therapeutische Hilfe warten, weil die Bewilligung so lange dauert«, kritisiert Heinz.

Wenn also gerade der Bereich der psychischen Erkrankungen so eng mit dem gesellschaftlichen Werteverständnis verknüpft ist, stellt sich die Frage, ob man psychische Erkrankung überhaupt allgemeingültig definieren kann. Sollte man ganz darauf verzichten und alle Auffälligkeiten als »normal« betrachten? Dies würde aber auch bedeuten, dass viele Krankenkassenleistungen entfallen. Heinz umreißt in seinem Buch aus diesem Grund ausführlich die Dimensionen einer Erkrankung und beruft sich dabei auf ein Modell aus dem englischsprachigen Raum. Dort wird eine psychische Erkrankung eher als eine Störung in verschiedenen Bereichen angesehen. Während der Begriff der »illness« das subjektive Krankheitserleben umfasst, bezieht sich der Begriff der »disease« auf den objektivierbaren Krankheitsprozess, also auf nachweisbare organische Dysfunktionen. Der Begriff »sickness« meint schließlich die Auswirkungen auf das soziale Miteinander und die Umwelt. In diesem vielschichtigen Modell wird deutlich, dass eine Erkrankung, gleich welcher Art, immer mehrere Bereiche umfasst. Und die werden wiederum je nach Kulturkreis verschieden gewichtet.

Während man eine Depression in Europa subjektiv oft eher als Niedergeschlagenheit oder Traurigkeit auffasst, wird die Depression in China stärker als körperliche Erschöpfung wahrgenommen. In Jamaika gibt es eine starke medizinische Strömung, die das Gleichgewicht der Körpersäfte für Krankheit oder Gesundheit verantwortlich macht. Bei zu hohem Blutzucker wird dann empfohlen, bitteren Tee zu trinken, um die Säfte ins Gleichgewicht zu bringen.

Ganz abschaffen möchte Heinz den Begriff der psychischen Krankheit nicht. Das gebiete schon der Respekt vor den Betroffenen. Doch vorschnell Menschen als krank titulieren, nur weil sie Stimmen hören, möchte der Autor auch nicht. Hier wäre genau zu prüfen, ob diese Stimmen »gut« oder »böse« sind und welche Auswirkungen sie auf »illness«, »disease« und »sickness« haben.

Heinz fordert eine präzise Definition von Krankheit, um einen eventuellen Missbrauch so weit wie möglich zu verhindern. Dabei erinnert er sowohl an den Hitler-Attentäter Georg Elser, als auch an den Fall Gustl Molath.

Seine Analyse kommt schließlich zu dem Ergebnis, dass statt mehrerer hundert Störungen eigentlich nur exogene und endogene Psychosen sowie Suchterkrankungen als psychische Erkrankungen benannt werden sollten. Das bedeutet im Umkehrschluss nicht, dass allen anderen Menschen in schwierigen Lebenslagen oder subjektiv empfundenen Leiden die notwendigen, solidarischen Hilfen versagt werden dürfen. Normales menschliches Unbehagen wäre aber nicht sofort eine Krankheit. Und somit das Gesundheitsideal auch nicht mehr auf den perfekten Menschen gemünzt. »Es geht an dieser Stelle auch um den Schutz der Menschen vor ständiger Leistungsfähigkeit und Perfektion«, so Heinz.

Andreas Heinz: Der Begriff der psychischen Krankheit. Suhrkamp, Berlin 2014, 317 Seiten, 18 Euro